

BUNTE WELT

Nr. 9

Unterhaltungsbeilage

1934

Der Zwölfstundemarsch der Floridsdorfer Schutzbündler

Wir kennen aus der Geschichte mehrere Beispiele kühner Märsche militärischer Abteilungen über unwegsames Gebirge und durch fremdes Land. Am bekanntesten sind die Alpenüberquerungen Hannibals und Napoleons. In beiden Fällen war die damalige Welt über diese unerhörte Leistung ebenso erstaunt wie überrascht. Weniger bekannt ist schon die kühne Tat des österreichischen Rebellen Gaspari, der im 16. Jahrhundert mit seinem Bauernhaufen sehr zum Entsetzen des Fürstbischofs von Salzburg über das Gebirge nach Venetien zog, als sein weiterer militärischer Widerstand gegen die Söldnerheere der Kirche sinn- und zwecklos geworden war.

Nun, in diesen Tagen hat sich etwas Ähnliches ereignet. Sechzig Floridsdorfer Schutzbündler schlugen sich, als ihr weiterer Widerstand gegen die Dollfußherrschaft keinen Sinn mehr hatte und von Julius Dentich der Befehl erteilt worden war, den weiteren Kampf einzustellen, bewaffnet zur tschechoslowakischen Grenze durch, ununterbrochen verfolgt von den Heberfallwagen der Polizei. In zwölfstündigem Dauermarsch, immer in der Nähe der Hauptlinie Wien—Lundenburg, legten die Wiener Schutzbündler unter den typischen Erscheinungen eines Rückzugsgefechtes den weiten Weg zurück. Ihr Kampf, den sie für die Freiheit Wiens und Österreichs führten, fand damit einen unerhört ruhmvollen Abschluß.

Man stelle sich vor, daß die Schutzbündler ununterbrochen durch drei Tage im Kampfe standen. Sie haben in dieser Zeit ganz selbständige militärische Aktionen durchgeführt, obwohl sie eine oberste Führung nicht hatten. Sie stürmten den Floridsdorfer Bahnhof und legten den Eisenbahnverkehr nach Lundenburg lahm. Sie besetzten ein Viadukt und verhinderten den Verkehr. Sie machten Gefangene — und ließen sie, nachdem sie ihnen die Waffen abgenommen hatten, einfach laufen, während die Hängeschriften die Schwerverwundeten zum Galgen sägten. Sie besetzten das Postgebäude und vergriffen sich nicht an den staatlichen Geldmitteln, während die anderen die Vermögensbestände der Partei, des Schutzbundes und der Gewerkschaften mit Gewalt an sich brachten. Sie hungerten und dursteten und doch fiel es ihnen nicht ein, sich Lebensmittel dort zu holen, wo welche waren.

Drei Tage und drei Nächte standen sie im Kampf. Auf einmal kam der Befehl, den Widerstand aufzugeben. Sie waren so klug einzusehen, daß es keinen Sinn habe, nur des Kampfes halber weiterzuschießen. Hatte die Partei, für die sie kämpften, einen Nutzen davon, wenn sie ausblieben, bis die letzte Patrone verschossen war? Nein, so durfte das Ende nicht ausfallen. Die Verweigerer beschlossen, sich bewaffnet zur tschechoslowaki-

schen Grenze durchzuschlagen. Mit 3 Maschinengewehren, rund 40.000 Schuß Munition, wenig Verpflegung und schlecht gekleidet, machten sie sich auf den Weg. Da sie Karten nicht zur Verfügung hatten, mußten sie sich auf ihren natürlichen Orientierungssinn verlassen. Sie hielten sich, um die eingeschlagene Richtung nicht zu verlieren, immer in einiger Entfernung von der Hauptlinie Wien—Lundenburg. Bald nach ihrem Wegmarsch merkten die „Helden“ von der Heimwehr und der Bundespolizei, daß ein geschlossener Abmarsch erfolgt war. Sofort wurden Polizeikräfte eingesetzt, um die Rebellen an der Durchführung ihres Vorhabens zu hindern. Drei große Heberfallautos führten den Schutzbündlern nach. Als aber die Söldner in die Nähe der in breiter Schwarmlinie marschierenden Schutzbündler gekommen waren und diese ihre Maschinengewehre in Stellung brachten, waren die Automobile mit den tapferen Streikern der Exekutive schnell weg. Doch auch das Land, das zu durchqueren war, war im Besitze des Feindes. In jedem Dorf lag eine Heimwehrabteilung. An wichtigen Punkten waren Gendarmereifreikräfte zusammengezogen. Doch den Schutzbündlern fiel es man sich nicht ein einzigesmal zu einem offenen Kampf. Lediglich ein Zusammenstoß mit einer ein-

Ort besetzt haltenden Gruppe von Gendarmen ereignete sich. Die Schutzbündler griffen mit unerhörter Tapferkeit an, erschossen — ohne daß in diesem Kampf erst die Maschinengewehre eingegriffen hatten — einen Gendarmen und zogen dann weiter.

Am meisten litten sie bei diesem Marsch unter Wassermangel. Als sie etwa 50 Kilometer hinter sich gebracht hatten, lagerte die ganze Gruppe bei einem Strohstüber. Man kann sich vorstellen, wie erschöpft die Leute waren, wenn man erfährt, daß nach zweijähriger Fahrt einige von ihnen absolut nicht aus dem tiefen Schlaf, in den sie gefallen waren, erweckt werden konnten. Es mußten erst sehr energische Versuche, sie wach zu bekommen, gemacht werden. Von einem Widerstand durch die Polizei war jetzt keine Rede mehr. Aber unsere Schutzbündler waren vorsichtig. Jede Baumgruppe wurde unter strengen Vorsichtsmaßnahmen geradezu genommen. Jeder Straßenübergang vollzog sich wie bei einer kämpfenden Militärabteilung im Kriege. Doch nichts rührte sich mehr. Abends um 10 Uhr erreichte man die Mark, die glücklicherweise zugefroren war. Die Schutzbündler „rutschten um“, wie sie sagen, und waren in der tschechoslowakischen. Um eines tat es ihnen jetzt leid: Daß sie mit der Munition so gespart hatten! Daß hätten sie wissen sollen, daß ihnen die anderen aus dem Wege gehen wie der Pest. Sie hätten es den Heberfallautos gegeben! Aber sie mußten damit rechnen, daß sie an der Grenze starken Widerstand finden, der nur mit großer Entschlossenheit zu brechen war. Dann war Munition das Wichtigste.

Die 60 Schutzbündler waren gerettet. Ihre Füße waren blutig. Ihr Rücken war vom Tragen der schweren Maschinengewehre und Patronen — jeder hatte deren einige hundert bei sich — zerfurcht. Aber sie waren nun wenigstens in Sicherheit. Einiges Kopfschütteln machte ihnen die Frage, wie sie von der hiesigen Bevölkerung aufgenommen würden. Nun, sie konnten sich bald davon überzeugen, daß die tschechischen Einwohner von Helflybes ihnen große Sympathie entgegenbringen. Am nächsten Tage kamen sie nach Malacky und dann nach Brünn. Von dort kam eine Gruppe von 20 Mann nach Sternberg, wo sie im Flüchtlingsheim untergebracht sind. Von diesen zwanzig sind zwölf verheiratet. Sie haben alles, was sonst dem Menschen teuer zu sein pflegt, auf Spiel gesetzt. Die Bewegung war ihnen das Heiligste auf Erden, das sie unter Einsatz ihres Lebens verteidigten.

Die Geschichte erzählt, daß die Römer in Entsetzen flohen, als Hannibal mit seinen Truppen und Elefanten in die Poebene herabgestiegen kam. In Rom selbst konnte man es nicht glauben, daß der Hebergang über die Alpen gelungen war. Als zweitausend Jahre später Napoleon über dasselbe Gebirge zog,

Amnestie

Von Jens Wallefs.

Der Herrscher eines Duodesstaates kam mit strahlender Miene zu seiner Mutter geist. Die Königinmutter hatte ihren Sohn noch niemals solch froher Laune gesehen und sie fragte ihn:

„Was ist denn los, mein Sohn, daß du so fröhlich bist?“

Der Herrscher umarmte seine Mutter und erwiderte glücklich:

„Anläßlich des siebenten Jahrestages meiner Thronbesteigung habe ich zehntausend politische Gefangene amnestiert.“

Die Mutter wurde traurig. Ihr Sohn bemerkte die plötzliche Veränderung, von deren Ursache er keine Ahnung hatte. Staunend wiederholte er:

„Mutter, ich habe zehntausend politische Gefangene begnadigt... Ich hoffte dich mit dieser Nachricht zu erfreuen.“

Mit schmerzlicher Stimme flüsterte die Mutter kaum hörbar:

„Mein Sohn, wie soll ich mich über die Amnestie der zehntausend Gefangenen freuen, wo wir doch eben diese große Amnestie besagt, daß du einmal sehr — grausam gewesen bist.“

Dentich von Maurus Mezei.

entstand in den Regierungsstuben Mittel-europas Angst und Schrecken. Und als der Rebell Gaismaier in Venedig eintraf, da brachte ihm die ganze Stadt größte Hochachtung ob seiner gewaltigen Leistung entgegen. Nun, die tschechischen Gendarmen konnten und wollten es nicht glauben, daß sich die Schutzbündler in einem Gewaltmarsch von 12 Stunden durchgeschlagen hätten, obwohl sie von allen Seiten her beobachtet, verfolgt und beschossen worden waren.

Ein Heldenepos! Proletarisches Heldentum in ganz neuen, bisher unbekannt Formen. Die Größe der in Wien vollbrachten Taten unserer Schutzbündler vermag uns hinwegzuhelfen über den Schmerz, den wir der Niederlage halber empfinden.

Deutsche Frauen — deutsche Helden

Es brauchen die Thurnelken
Zwischen Eisk und Welt
Immer einen Helden,
Von dessen Glanz sie melden
Der ernteten Welt.

Nach Wilhelm war mal Pause
In beidem Redentum.
Bei Schulze und bei Krause
Kein Führerbild im Hause,
Kein Lied von Waffentum.

Da litten die Brunnbildseelen
Schredlich unter der Schmach,
Da lachten viele Hehlen
— das läßt sich nicht verhehlen —
Aerndeutschem Wesen nach.

Bis Adolf sie befreite. —
Wie fanden sie ihn schön,
Von vorn und von der Seite,
Als ob er finster schreite
Auf einsem stolzen Höhn.

Und viele Holde kamen
Zu wählen sein Panier;
Und neublondierte Damen
Singen in schönen Rahmen
Ihn selig übers Klavier.

Sie schufen Hausaltäre
Und beteten ihn an,
Als ob er göttlich wäre;
Und manche Liebeszähre
In manchem Busen rann.

Er ließ sich gern gefallen
Und schrie durchs Radio
Von arischen Wälfhallen;
Und hörten sie ihn lallen,
Ward ihnen leicht und froh.

Nichts merkten die Wälfüren,
Wie er das Recht entzog.
Sie liebten gern sich führen
Und glaubten seinen Schwüren,
Dieweil er dreist betrog.

Nun haben die Thurnelken
Zwischen Eisk und Welt
Wieder einen Helden
Der, mit Respekt zu melden,
Sie nur zum Narren hält.

Horatio.

Der Detektiv

Von J. R. Steinn.

Dolly Broof, die verdöhrnte, einzige Tochter des reichen Sam Joe Broof aus Chicago, besand sich zum erstenmal in Europa.

Ihr Vater hatte schwer in diese Reise eingewilligt, weil ihm die Laune des jungen Mädchens, allein reisen zu wollen, allzu gewagt erschienen.

Endlich gab er nach. Er versorgte seinen Liebling mit den schönsten Kleidern, den besten Ratzfahrgägen und mit einem unbegrenzten Dolarscheck.

„Sei vorichtig, Dolly,“ rief er ihr nochmals zu, als der Dampfer unter schrillum Pfiff schon den Hafen verließ. Bärlich blickte er seiner Tochter nach, die ihm fröhlich zuwinkte.

„Daddy ist altnodisch,“ dachte Dolly und blickte sorglos, blauäugig in die Welt.

Die Reise verging ereignislos. Es war das gewohnte Leben. Gesellschaft, Spiel, Tanz, Leichte, fröhliche Menschen. Daß man sich auf freiem, endlosem Ozean besand, war der kleinen Amerikanerin beinahe nicht bewußt. Die Tage vergingen heiter und angenehm. Die Reise hinterließ ihr keinen besonderen Eindruck.

Mehlich erging es Dolly in Venedig, ihrem ersten längeren Aufenthaltsort. Sie wohnte in einem alten Palais, das zu einem modernen Hotel umgestaltet war. Dolly — an Luxus gewöhnt — fand all das selbstverständlich.

Gelangweilt gondelte sie durch die Lagunenstadt. Sie wußte es doch schon: Venedig ist auf Pfählen erbaut, man fährt in Gondeln durch die Stadt. Am Markusplatz gibt es Tausen. Um zwei Lire kann man sie füttern. Gewissenhaft besuchte sie alle Galerien, Dogenpalast, Kirchen. Mit ihrem Wädecker in der Hand besichtigte sie eines nach dem anderen.

Es verging die erste Woche.

Da geschah es eines Tages, daß Dolly von einem fremden Herrn, der sie seit Tagen schon verfolgte, angesprochen wurde.

Erstaunt blickte sie in sein bleiches, feingeschnittenes Gesicht. Sie wußte es sich gesehen: Der junge Mann gefiel ihr. Er war von hohem Wuchs, hatte schmale Hände und gute Bewegungen. Seine Stimme berriet Wärme, sein Blick Aufrichtigkeit.

Er sprach nur Italienisch, sie ihr gebrochenes Schul-Französisch. Sie verständigten sich dennoch gut.

Dolly faßte zu ihm Vertrauen. Als er sie bat, ihr das echte Venedig zeigen zu dürfen, willigte sie ein.

Und er zeigte der Fremden seine Stadt.

Er führte sie durch schmale, witzige Gassen, die belebt waren, nachts noch voller Menschen. Da gingen sie durch versteckte Gäßlein, die sonderbare Namen hatten, sie schritten über Brücken, sahen verfallene Häuser, altes, bröckeliges Mauerwerk. Da gab es eine alte Wendeltreppe, wie aus Elfenbein geschnitten leuchtete ihr hierat aus dem Dunkeln. Schwarze Pfähle, zum Anbinden der Gondeln bestimmt, ragten wie bittende Arme aus dem Wasser.

Sie gingen in den Volksparten, tranken Wein in den Tavernen, sahen an der Landungsbrücke, sahen dem lauten Treiben zu. Rahmen Espresso bei Padre Pinti, lauschten der Musik und erkrenten sich der Gespen des italienischen Sängers.

Mario war hier zu Hause.

Er kannte die Sprache dieser Menschen, es war seine Sprache.

In einer leeren Gondel spielen Kinder. Dunkel und tief war das Wasser unter ihnen, wie ein Abgrund. Die Kinder aber lachten, tollten.

Es wurde langsam spät. Das spärliche Licht der Laternen fladerte gelblich über die Lagunen. Die Stadt schlief.

Wie einen schützenden Mantel, so legte Mario seinen Arm um das junge Mädchen. Es wurde kühl. Zitternd schmiegte sich Dolly an ihren Begleiter. Sie schloß die Augen. Ein stilles, niegekammtes Gefühl nahm sie anfangen.

Die beiden Menschen gingen manche Nacht noch durch Venedig. Sie sahen Abende noch, rote, wundervolle Abende, und sahen Matrosen auf den Stufen, die zum Meere führten. Sie sahen Reflexe auf dem Wasser tanzen, sahen manches Haus in rosiges Rot getaucht. Dolly lernte Venedig kennen.

„Es kann doch nicht jede Spur von ihr verschwunden sein? Wo ist denn meine Tochter?“ schrie in großer Erregung Mr. Sam Joe Broof und suchte mit den Armen. Seine ehrliche Erregung ließ ihn jede Form vergessen.

„Seien Sie ganz unbesorgt, Mr. Broof,“ antwortete Bonati, Chef des Detektiv-Institutes „Delios“, Piazza Gerouimo in Venedig. „Ihre Tochter wird Ihrem Auftrage gemäß seit vier Wochen von einem unserer besten Vertrauensmänner bewacht. Sie ist gesund und es geht ihr ausgezeichnet.“

„Rufen Sie diesen Mann her, ich muß ihn sofort sprechen. Das Hotel schrieb mir, meine Tochter sei seit zwei Wochen ausgezogen... Wo ist Dolly?“ schrie er wieder und blickte verstört um sich.

„Bitte, sich einen Augenblick zu gedulden, wir werden sofort Herrn Rizzo verständigen,“ beschwichtigte Bonati den aufgeregten, wütenden Amerikaner.

„Wo ist meine Tochter Dolly?“ fragte Sam Joe Broof und blickte den jungen Mann ratlos an. „Sie haben meine Tochter bewacht, was ist mit ihr geschehen? Antworten Sie!“

Der junge Mann schwieg nachdenklich eine Weile.

„Nun, Rizzo,“ sprach kurz und trocken der Chef, „wir warten auf Ihren genauen Bericht.“

Mr. Broof wurde plötzlich ruhiger. Der geschäftliche Ton der hier geführten Unterredung brachte sein schwankendes Gleichgewicht wieder in die gewohnte Ruhe. Sachlich begann er seine Fragen:

„Zunächst: Kennen Sie Miß Dolly Broof, meine Tochter?“

Rizzo antwortete in ruhigem Ton:

„Ich bedauere, eine Dame solchen Namens nicht zu kennen.“

Da aber verlor der Amerikaner die Geduld. Er hat es sowohl im Ton des besorgten Vaters, als im müchternen Kaufmannston versucht. Hier stand er vor einem Rätsel.

Er öffnete seinen Rock und entnahm seiner Innentasche ein längliches, ledernes Photocui und reichte es dem jungen Detektiv. Es war eine reizende Aufnahme des jungen Mädchens im Goldfisch, ein Bild aus den Sommermonaten in Palm-Beach.

„Ich frage Sie zum letztenmal: Kennen Sie diese Dame?“

Der junge Mann war ganz in den Anblick des Bildes versunken; er sagte:

„Ja, ich kenne sie, ich kenne sie sogar sehr gut. Doch diese Dame heißt nicht Dolly Brook.“
 Und sich zu dem verdutzt dreinblickenden Vater wendend, setzte er hinzu:
 „Wir haben nämlich vor zwei Wochen geheiratet!“

Von der Arbeit und ihrem Lohn

Von Otto Kühle.

Ruht du denn jeden Tag arbeiten, Vater? Jeden Tag — sonst haben wir nichts zu essen.

Verkommst du denn Essen für deine Arbeit?

Essen nicht, aber Geld — dafür kaufen wir Essen, Trinken, Kleider und was wir sonst noch brauchen.

Die reichen Leute haben mehr Geld als wir, da arbeiten sie wohl auch mehr?

Sie arbeiten weniger oder gar nicht.

Woher haben sie das Geld?

Sie lassen andere für sich arbeiten. Zum Beispiel mich und meine Arbeitskollegen, alle Arbeiter überhaupt.

Dafür geben sie dir doch Lohn.

Aber nicht so viel, als ich ihnen Arbeit liefere. Was ich mehr arbeite, nehmen sie an sich, machen es zu Geld und stecken es als Profit ein.

Warum gibst du es ihnen?

Weil ich muß. Tue ich es nicht, werde ich entlassen. Dann habe ich keine Arbeit, kein Geld und wir haben kein Brot.

Wenn du nun zu einem anderen Reichen gehst?

Da ist es genau so.

Aber da sind doch die reichen Leute Diebe, wenn sie dir etwas nehmen, was ihnen nicht gehört.

Man könnte sie so nennen, aber ganz richtig wäre das nicht. Denn was sie nehmen, gehört ihnen wirklich, obwohl sie es nicht erarbeitet haben.

Das verstehe ich nicht.

Es ist heute in der Welt so eingerichtet, daß man für Geld die Arbeitskraft anderer Menschen kaufen kann. Wer das tut, dem gehört dann alles, was diese Arbeitskraft schafft. So gehört dem Reichen der Ertrag meiner Arbeit und auch der Ueberfluß.

Und was gehört dir?

Nur der Lohn.

Das finde ich ungerecht, Vater!

Die Einrichtung ist auch ungerecht. Die Menschen sollten arbeiten, um sich zu versorgen mit dem, was sie zum Leben brauchen. Aber die Reichen leben im Ueberfluß, auf Kosten der Armen und benützen die Armen, um sich Macht über die Armen zu verschaffen.

Diese Einrichtung sollte man abschaffen, nicht, Vater?

Wir sind dabei es zu tun. Aber wir sind noch zu wenige. Die meisten haben auch die Ungerechtigkeit noch nicht begriffen. Und es fehlt ihnen an Mut.

Was soll danach kommen, wenn dies abgeschafft ist?

Da soll alles, was zur Arbeit und zum Leben nötig ist, allen gehören; alle sollen arbeiten; alle sollen sich satt essen können und alle sollen einander helfen und sich vertragen... Darüber, mein Junge, reden wir ein andermal...

Schlangenabenteuer auf Ceylon

Von M. H. Junke.

Silbern gleiten Mondstrahlen über die breite Straße, die sich von Colombo nach Kandy durch den dunklen Urwald schlängelt. Aber eine solche Mondscheinahrt im Auto mitten in der Nacht durch eine so wilde Gegend ist mit Gefahr verbunden.

Zwar gehen die Elefanten aus dem Wege, wenn sie das Rattern des Motors, das Luten der Ruppen vernehmen. Und die Schlangen, die solche Töne hören, und vom Scheinwerfer geblendet werden schlüpfen schnell hinweg. Der wilde Leopard wird keine Begegnung mit einem Auto suchen. Aber man darf nicht zögern, nicht furchtsam überlegen und berechnen, nicht verweilen, um da- und dorthin zu spähen, nicht nach funkelnden Augen schauen, die über uns aus einem dunklen Busch hervorleuchten. Solche Augen mag es immerhin geben, aber man muß mutig und rüstig darauflosfahren, ohne sich um sie zu kümmern. Ihr heimtückischer, aber feiger Eigentümer wird sich, wie es ihm ziemt, in die Dunkelheit zurückziehen und das Feld dem Licht und dem Auto räumen. Der Fahrer muß entschlossen sein, dem Feinde die Stirn zu bieten, sei es Schlange oder Leopard. Ist ein solcher Entschluß gefaßt, dann ist auch die Gefahr zugleich überwunden.

Es ist mir ein Genuß, meine Wangen von dem kühlen Lufthauch einer tropischen Nacht säckeln zu lassen, die von mächtigeren Himmelsstrichen flüstern. Ich liebe den Mond, den stillen Freund und Begleiter meiner vielen Reisen zu Wasser und zu Lande. Auch liebe ich seine Strahlen in vielfacher Färbung auf dem dichten Laubwerk und auf den hervorragenden Felsen zu beobachten, während die tiefen Schatten zu großen Höhlen und unheimlichen Ungeheuern sich gestalten. Nur unter solchen Umständen erkennt man die volle Schönheit und die unendliche Mannigfaltigkeit des Weges von Colombo bis Kandy.

In der Nähe von Maddiganalwa halten wir vor einem Resthaus. Ein Abendessen, das appetitlich in einem auf der Veranda sich öffnenden Gemach aufgetragen ist, in das gleich einer Silberflut die Mondstrahlen hereinkuchten, und endlich die beschauliche Manila, das Glas frischen Wassers mit Rum, womit die Mahlzeit beschloffen wird, warteten meiner. Das sind Elemente der Freude und des Genusses, die in späten Jahren der Erinnerung nicht so leicht entschwinden.

In diesem Gemach sitzt unmittelbar vor mir ein Bett, eine Lagerstätte ohne Moskitoneß, so unbehaglich und uneinladend, wie man sie nirgendwo finden kann. Es ist eine große Bettstelle mit einer harten Matratze, über die ein Bettlaken gebreitet ist, das Matratze und Kopfkissen zugleich bedeckt. Ich fühle mich ein wenig schläfrig und, um mir eine kleine Siesta zu gönnen, lege ich mich auf diese einfache Lagerstätte und stecke mir noch eine Manila an.

Kaum eine Minute vergeht, als plötzlich mein Kopfkissen recht unbequem und unbehaglich wird. Hart mag meinethwegen das Kissen sein, aber ich bin durchaus nicht darauf vorbereitet, auf eine unruhige oszillierende Bewegung. Und um diese eigentümliche Bewegtheit zum Stillstand zu bringen, werfe ich meinen Kopf ungestüm in das Kissen, um dieses etwas ungeduldig gleichsam in die gehörige Lage zu bringen.

Doch die unruhige zitternde Bewegung dauert nicht nur an, sondern wird noch wahrnehmbarer. Kegerlich richte ich mich auf, und

hebe, um die Ursache zu erforschen, das Kopfkissen empor. Ich springe vom Bette auf und stehe, zitternd vor Schreck, mitten im Gemach. Das Werk eines Augenblicks. Das zurückgeschlagene Bettlaken enthüllt ein scheußliches, ekelhaftes, mit schleimiger Haut bedecktes Tier, das zum größten Teil zusammengerollt lag, und eben anfang, sich zu entwickeln, und seinen Kopf zu erheben, ein kleiner abschreckender Kopf mit zwei hellen, glasartigen Augen, deren unheimlicher Glanz von der dunkelbraunen Farbe des Leibes wunderbar abstricht.

Eine Schlange!

Vom Kopfe aus nahm sie nach der Mitte des Körpers an Stärke allmählich zu, dann lief sie bis zum Schwanz wieder spitz zu. Ununterbrochen spielte die gespaltene Zunge, gleich den Fühlern eines Insekts, über Nase und Oberkiefer. Auf den ersten Blick erkannte ich die Schlange als die Tiepolonga, eine der giftigsten Schlangen von Ceylon. Plötzlich erhob sich dieses Neptil und stand am Kopfende des Bettes aufrecht, während die Hälfte ihres Körpers noch zusammengerollt auf der Matratze lag. Die gespaltene Zunge spielte jetzt schneller. Der kleine scharfe gespitzte Kopf zitterte rückwärts und vorwärts, als wäre er unentschlossen, wohin er seinen Angriff richten soll. Die kalten glasartigen Augen stierten mich unerbittlich an.

Ich ergriff ein Stück Holz, das dazu diente, die Tür von innen zu verriegeln und rief nach dem indischen Hausknecht. Aber der verzehrte gerade ein treffliches Reisgericht, und hielt es demgemäß nicht für angemessen, meine Stimme zu vernehmen.

Mit aller Kraft schleuderte ich das Holz auf den Leib der Giftschlange. Noch immer stand sie hoch aufgerichtet zum Angriff auf mich bereit. Ich ließ das Holz auf dem Tiere liegen, um zu sehen, welche Wirkung dieser Wurf gehabt hat. Stark verletzt trat die Schlange den Rückzug an und verschwand augenblicklich unter der Matratze.

Schnell raffte ich das Holzstück auf, blieb an der Tür stehen, um für den Fall, daß das Ungeheuer einen neuen Angriff wagen sollte, das Zimmer sogleich verlassen zu können. Vorsichtig blickte ich unter das Bett, aber die Schlange war nicht mehr zu sehen. Ich legte das Holzstück weg und wollte gerade das heimliche Zimmer verlassen, als endlich der Hausknecht erschien:

„Mahatma!...“

„Was willst du?“ fragte ich.

„Hat Mahatma nicht gerufen?“

„Allerdings, aber das ist schon eine Weile her. Jetzt brauche ich dich nicht mehr.“

Da ich wußte, daß bloß die Neugier ihn hereingeführt hatte, gab ich ihm keine Antwort. Er trat led in das Zimmer, betrachtete das zurückgeworfene Kopfkissen, das in Unordnung gebrachte Bett und den auf dem Boden liegenden Holzriegel. Das alles erregte bei ihm eine besondere Aufmerksamkeit. So weit wie nur möglich öffnete er Augen und Mund, um begierig die Ursache dieser Zerstörung zu erfahren.

Als der Diener recht nahe an das Bett kam, sagte ich zu ihm mit der allergrößten Kaltblütigkeit:

„In diesem Bette liegt eine Tiepolonga!“

„Eine Tiepolonga?“ fuhr erschreckt der Jnder auf und sprang mit einem Satz zur Tür, sich das Bein reißend, als habe er schon

die Umschlingung der Giftschlange daran gefühlt. „Eine Niepolonga? Mahatma, tot? ...“
 „Nein, nicht tot! Aber sage deinem Wirt, er möge seine Schlange selbst töten, denn ich bin nicht nach Ceylon gekommen, um alle Schlangen zu töten, die mir in den Weg kommen.“

Mit diesen Worten ergriff ich meine Handschuhe, setzte mir den Tropenhelm auf, bestieg mein Auto und fuhr hinaus in die mondhelle Nacht, nach Sandhy zu.

Heiteres

Vom Geiz der Schotten

McPherren, ein alter Schotte, war sterbenskrank. In einer Nacht verschlechterte sich sein Zustand so, daß seine Frau aufstand und sich anschiede, den Arzt zu holen.

„Maria“, murmelte der Sterbende, „es ist möglich, daß ich heimgehe, ehe du zurück bist — so leb denn wohl, meine Liebe!“

„Auf Wiedersehen, du Guter!“, schluchzte die Gattin, vom Trennungsschmerz fast überwältigt.

An der Tür drehte sie sich nochmals um: „Fahr wohl — und vergiß nicht, vorher die Lampe auszumachen, damit sie nicht umsonst brennt.“

Ein Schotte kaufte sich einst auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung für drei Penny ein Ros.

Er gewann damit den ersten Preis: ein Pony und einen leichten Wagen.

Jedermann hätte sich über das unerwartete Glück sehr gefreut. Doch der Schotte machte, als er den Gewinn zu sehen bekam, ein böses Gesicht.

„Hallo, ist etwas nicht in Ordnung“, riefen die Freunde, die herbeikamen, ihm zu gratulieren.

„Natürlich, etwas ist nicht in Ordnung“, wiederholte wütend der Mann, der für seine drei Penny Pferd und Wagen erhalten hatte. „Man hat mich um die Peitsche betrogen.“

Ein Schotte adoptierte einen Knaben.

Als man ihn fragte, warum er denn gerade einen Jungen und kein Mädchen, das doch später seinem Haushalt ein Dienstmädchen hätte ersparen können, an Kindesstatt genommen habe, gab er zur Antwort:

„Sie haben zwar recht, aber sehen Sie, wir hatten da von früher her noch eine alte Knabenmütze im Hause, und das gab dann doch den Ausschlag.“

In Dundee feierte ein braver Seemann das Wiedersehen mit seiner Heimat bei einem Glas Whisky. Da er als sparsamer Mann den Genuß so lange wie nur möglich ausdehnte, fiel ihm eine Fliege in das kostbare Getränk.

Bedächtig ergriff er da das arme Tier zwischen zwei Fingerspitzen und — drückte es behutsam aus, damit kein Tröpfchen von dem lang entbehrten Saft verloren ging!

Als Weihnachten die ganze Familie unter dem Nistelstrauch versammelt auf die Geschenke wartet, ging ein Familienvater aus Aberdeen hinaus auf den Hof, feuerte einen Schuß ab und trat dann wieder mit den Worten in die Stube:

„Denk bloß einmal, welch Mißgeschick, der Weihnachtsmann kann leider nicht kommen, er hat sich soeben erschossen.“

Aber, das Mitglied einer kleinen Bridgegesellschaft war gestorben. Die drei trauernden Hinterbliebenen waren — wie die meisten Hochländer — sehr abergläubisch. So meinten sie, jeder Tote müsse eine Wegzehrung mit in das Grab bekommen.

Zwei von ihnen spendeten dem Verstorbenen je eine Pfundnote.

Der dritte aber schrieb einen Scheck von drei Pfund aus, legte ihn in den Sarg und nahm sich die zwei Pfundnoten als Wechselgeld wieder heraus.

Wißt Ihr schon? . . .

Das Steckenpferd des Königs von Italien ist seine Münzensammlung, die zu den schönsten Privatsammlungen der Welt gehört.

Einige wilde Völkerschaften haben ein harfenähnliches Instrument, das sie mit den Zehen spielen, und viele Indianerstämme blasen die Flöte nicht mit dem Munde, sondern mit der Nase.

Wenn die Amerikaner Autofahrten unternehmen und an einen See kommen, so benutzen sie oft einen großen Autoreifen als Boot, indem sie ihn mit einem Boden aus wasserdichtem Leinen und einer Holzplatte versehen. Gerudert wird das Boot mit einem Rajakruder.

Im Juni 1929 sind in Durban in Südafrika Hagelkörner so groß wie Tennisbälle gefallen.

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetnitz 65 bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 176.
 Von Johann Kotré, Wien.

Schwarz: Kd5, Spf2, f3, Bc3, e4 (5).



Weiß: Ka8, Dg8, Te6, La3, Bg4. (5)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Nr. 173 hat Nebenlösung, der gedachte Lösungszug ist Lh7-c6. (Lh7-c2, Kd5-e5.)

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Fiedler Emil, Birkigt; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Chroust Karl, Bilin; Hieke Josef, Fritsch Anton, Friedrich Eudi, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef und Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, sämtlich Hostomitz; Tattermüsch Ernst und Blaha Anton, Janegg; Bittner Richard, Kerschhagl Josef, Neubert Anton, Fuchs Hans, Schlegler Josef, sämtlich Kleinaugst; Mildorf Adolf und Döhnert Max, Tschau; Lösel Richard, Hochdöbern; Hahl Erwin, Nestersitz; Trlitsch Gustav, Wisterschau, Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, Michel Rudolf, sämtlich Kwitkau.

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

Die meisten Haie bringen lebendige Junge zur Welt, und zwar machen die großen, dotterreichen Eier im Fruchthalter des Weibchens die ganze Entwicklung durch, bis sie als vollständige Fische geboren werden.

Die übliche Begrüßungsform in Siam ist: „Gast du heute Reis gegessen?“

Es ist häufig beobachtet worden, daß Vögel, unter denen sich Ameisenhaufen befanden, vom Raupenfraz verschont blieben.

Die größte Stecknadelproduktion von allen Ländern der Welt hat England. In Birmingham allein werden täglich mehr als 80 Millionen Stecknadeln hergestellt. Der ungeheure Verbrauch ist dadurch zu erklären, daß von 100 Stecknadeln 99 verloren gehen.

Partiestellung Nr. 52

Josef Schöpka, Komotau:

Ein schöner Partiestellung.

In einer Freundschaftspartie gegen einen starken Komotauer Spieler kam es zu folgender Stellung:

Schwarz: Ke7, Dh4, Tc7, Le6, Bc2, f7, f4, h7 (8).



Weiß: Kf1, Dd4, Te1, g2, Ba4 (5).

Auf den ersten Blick erhält man den Eindruck, als ob Weiß in Grund und Boden gespielt werden müßte. Schwarz opferte einen Turm gegen Läufer und 2 Bauern, so daß er mit seinen schon vorher gewonnenen Plusbauer eigentlich Läufer und 3 Bauern, also vollwertigen Eratz, für den Turm hatte. Er steuerte deshalb in rasendem Tempo dem Endspiele zu. Weiß jedoch, statt die Partie aufzugeben, kombinierte, mit der Gewißheit, daß sein Gegner in seinem Steskesbewußtsein die Stellung nicht genau durchrechnen und einen Kombinationsfehler begehen wird, der sich dann bei dem guten Standort der Dame und Türme bitter rächen wird. So kam es zu obiger Stellung, in dem Weiß am Zuge war. Und mit wenigen, aber gut durchgerechneten Zügen zerstückelte er die schwarze Stellung in ihren Feilen. Es geschah folgende Züge: 1. Te1xg6+! Man sollte es nicht für möglich halten, daß nach diesem Qualitätsopfer die Partie in allen Varianten verloren ist. Doch verfolgen wir erst den Verlauf der Partie: Es geschah: 1. . . . Kxg6, 2. Te2+Kf5, 3. De5+Ke6, 4. Te2+Kh5, 5. Dg7+Kh5, 6. Dxc7, was hätte nun noch geschehen können? Auf 1. . . . 2. Te+Kf5 (Zugszwang), 3. De5+Kg4, 4. Te2+Kf5, 5. De2, Oder: 4. . . . Kh5, 5. Df5+Dg4, 6. Dxd4, Oder auch: 4. Te2+Dg3, 5. Txd4+beliebig, 6. Dxc7 mit nachfolgendem Dxc2 und Kurzscheit. Nun bleibt nur noch eine einzige Variante zur Erläuterung. Auf 1. Txl+zieht schwarz nämlich f7xg6. Darauf könnte folgen: 2. Tg7+ beliebig, 3. Txc7 mit der Mattdrohung auf h8, (Dh1+), 4. Ke2, Dg2+ Kd3, und die Partie ist reif. Daß der Turm im 1. Zuge geschlagen werden muß, bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung. Es würde sofortiges Matt auf h8 erfolgen. Man sieht, daß auch in ganz verzweifelter Situationen noch Gewinnchancen, wenn auch sehr versteckt, enthalten sind. Man muß sie nur suchen und zu finden wissen. Ein Problemkomponist kann seine Arbeit nicht besser machen, als wie sie hier die praktische Partie hervorgebracht hat.